

*Ingeborg Gabriel*

---

## Ein Glaube, der Hoffnung weckt

Religionen boomen weltweit. Gleiches gilt für die Debatten über ihre Inhalte und Ethiken und für religiös motivierte Streitigkeiten – auch hierzulande. Doch an den europäischen Christen und ihren Kirchen scheint dies vielfach vorüberzugehen. Religionsdebatten überfordern eher, als dass sie inspirieren.

Das Wort „religiös“ hat daran durchaus einen Anteil. Aufgrund seiner sich ausbreitenden Vieldeutigkeit scheint es wenig geeignet, differenzierte Positionen zu stimulieren. Denn was heute in Frage steht, ist ja gerade: Was hat der Glaube an den Gott und Vater des Jesus von Nazareth, den Christus des Glaubens, mit den religiösen Fragen der Gegenwart zu tun? Ist nicht eben der Weg von einer allgemeinen Religiosität zum Credo des christlichen Glaubens – jedenfalls in Europa – immer schwieriger zu finden oder gar zu gehen? Die damit verbundene Krise des europäischen – zunehmend des westlichen – Christentums ist freilich keine Weltglaubenskrise. Ohne Triumphalismus sei es gesagt: Das kleine Senfkorn des Anfangs wurde zur größten Weltreligion mit ungefähr 2,3 Milliarden Gläubigen weltweit. Dies verpflichtet gerade die Großkirchen mit ihrem theologischen Langzeitwissen, ihrem – wie Johann Baptist Metz es nennt – Elefantengedächtnis dazu, in einer globalisierten Welt Verantwortung zu übernehmen. Denn: Religion, das wird uns heute wieder einmal klar vor Augen geführt, ist keineswegs harmlos und immer gutmütig.

Theologische Unterscheidungen – einschließlich der damit immer verbundenen ethischen Unterscheidungen – sind daher notwendig. Dies gilt

angesichts massiver, teils von außen verursachter, teils hausgemachter, Säkularisierungsprozesse in Europa ebenso wie angesichts boomender, meist mit politischen Vorstellungen verbundener Gläubigkeit in allen Weltregionen und Weltreligionen. Hierzulande sitzt freilich der Schock fürs erste einmal tief. Noch vor zwei Jahrzehnten meinte ein österreichischer Ordensmann mir gegenüber selbstgewiss: Letztlich ist ganz Österreich katholisch. Dann hieß es: Es gibt doch noch viele, die religiös sind. Letzte Umfrageergebnisse zeigen nun, dass in ehemals katholischen Kernländern gerade einmal drei bis sechs Prozent der Jugendlichen sich zu christlichen Kerninhalten bekennen, wiewohl die Zahl jener, die sich den Kirchen und dem Christentum irgendwie verbunden fühlen, um einiges höher liegt. Dies stellt uns vor die unausweichliche Frage: Was heißt das für die christlichen Kirchen und – wohl noch bedeutsamer – für die westlichen Gesellschaften? Wie können sie ihre Rolle als Minderheit konstruktiv und nicht gettoisierend leben?

Der hierfür nötige „Glaube als Option“, so der Soziologe Hans Joas, setzt jedenfalls einen tiefen inneren Bezug zu den Kerninhalten des christlichen Glaubens wie Schöpfung und Auferstehung, Inkarnation und Kreuzestod, Ein-Gott-Glaube und Dreifaltigkeit wie eine Reflexion über einen zeitgemäßen christlichen Lebensstil und eine entsprechende Ethik voraus.

Der agnostische französische Philosoph Luc Ferry hat die Frage, was das Christentum in der Spätantike für so viele attraktiv machte, einmal folgendermaßen beantwortet: Es gab den Menschen die Hoffnung, ihre Lieben nach dem Tod wiederzusehen, und es setzte sich karitativ für alle ein („Leben lernen. Eine philosophische Gebrauchsanweisung“, München 2007). Wie weit tragen diese Antworten heute? Oder braucht es andere, die stärker am Schicksal der ganzen Menschheit und ihrer Zukunft ausgerichtet sind? Jedenfalls gibt es einen beachtlichen Nachholbedarf an fundierten Antworten auf fundamentale Fragen.

Durch die lange Zeit des Staatskirchentums und sein Fortleben in den kirchlichen Milieus bis in die Gegenwart unterblieb eine derartige Inkulturation vielfach. Fragen erschienen als Zweifel verdächtig. Theologische Denkfaulheit war gleichsam kirchliche Bürgerpflicht. Doch die Selbstvergewisserung über den eigenen Glauben und seine Sinnhaftigkeit erweist sich gerade in pluralistischen Gesellschaften als Voraussetzung für seine Lebbarkeit, sonst droht ein individuelles und kollektives Mauerblümchendasein. Dem Selbstbewusstsein auf der Basis eines allgemeinen Priestertums aller Gläubigen wirkt freilich nicht zuletzt ein falscher Hierarchismus entgegen, für den beim einfachen Christen ein reiner Kinderglaube als angemessen erscheint (vgl. Elmar Mitterstieler, „Das wunderbare Licht, in dem wir leben. Gleichheit, Würde und Priestertum aller in der Kirche“, Würzburg 2011).

Glaubensinfantilität wirkt freilich – mit Verlaub – im Außenraum der Kirche unattraktiv, wenn nicht lächerlich.

Das Recht auf Religionsfreiheit, dem die katholische Kirche beim Zweiten Vatikanischen Konzil zustimmte, befreit die Kirchen aus staatlicher Bevormundung und die Staatsbürger von Gewissenszwang. Es verlangt jedoch zugleich die Fähigkeit, die eigenen Glaubensüberzeugungen im öffentlichen Raum pluralismusfähig und dialogbereit zum Ausdruck zu bringen. Dies gelingt heute im karitativen Bereich gut, weniger jedoch im Hinblick auf Glaubensinhalte, wo die kognitive Dissonanz zum Umfeld um vieles größer ist. Dieser Graben zur modernen Welt wurde, so scheint es, beim Konzil unterschätzt. In den folgenden Jahrzehnten standen dann nicht Glaubensfragen, sondern teils individuelle ethische Normen, teils konfessionelle Profilierungen als Merkmale christlicher Identität im Vordergrund. Angesichts massiver tektonischer Verschiebungen in der religiösen Landschaft ist eine derartige Nabelschau jedoch eine Flucht in die Marginalität. Sie weicht der Frage aus: Wieso stellt das Bekenntnis zum Gott Jesu Christi jenseits traditioneller Anhänglichkeiten eine attraktive Option dar? Für Intellektuelle, gerade von Not Gebeutelte wie für Durchschnittsbürgerinnen? Welche Hoffnung erwächst daraus für die Gesellschaft? Dabei geht es bei allem gebotenen Respekt für die vielen Varianten der Volksfrömmigkeit um zentrale Glaubensinhalte entsprechend einer „Hierarchie der Wahrheiten“ ebenso wie um die Grenzen menschlichen Verstehens und die Vielfalt möglicher Deutungen.

Das Gespräch über derartige Themen erweist sich freilich selbst im engen Raum der Kirche als schwierig. Die lange Zeit staatlich und kirchlich verursachte Sprachlosigkeit, die einen dogmatisch richtigen Glauben erzwingen wollte und konnte, bewirkt heute einen massiven Traditionsabbruch. Diese Repressivität, die ja nicht nur in der Erinnerung besteht, machte nicht zuletzt die Theologie zahm und führte zu wachsender gesellschaftlicher Irrelevanz, die sich nicht durch wohlmeinende Appelle beseitigen lässt im Sinne von: „Seien wir doch gesellschaftlich relevanter!“ Dies in einer Zeit, in der nachdenkliche Zeitgenossen davon überzeugt sind, dass es dringend eines neuen Humanismus bedarf, der Menschsein jenseits von positivistischen und darwinistisch-biologischen Engführungen thematisiert, sich zu den ethischen Megathemen der Globalisierung äußert und die Frage stellt, was wir als Menschheit für die Zukunft erhoffen können und sollen.

Das Christentum ist dafür vorherbestimmt, sich in diese Debatten um ein geistiges Fundament dialogisch mutig einzubringen. Dies verlangt heute den Dialog mit der säkularen Welt über Ethik – und hier vor allem Sozialethik – ebenso wie mit dem Judentum, dessen Glaube sein noch immer zu gering geschätztes Fundament darstellt, und dem Islam, dessen starker Monotheismus inspirieren und herausfordern kann. Der Dialog mit den Reli-

gionen des Ostens wiederum erweist sich als wesentlich, um der Versuchung eines platten Glaubenspositivismus zu widerstehen und die für alle Religionen notwendige Einsicht zu stärken: Deus semper maior – Gott ist immer größer. Das gemeinsame Menschsein sollte in diesen unterschiedlichen Dialogen ein starkes Fundament bilden, um zur gemeinsamen Gestaltung des globalen Lebensraums beizutragen. Papst Franziskus macht es vor, wie eine Kirche, die sich in sozialetischen Themen einbringt, zu einem Motor globaler ethischer Zusammenarbeit werden kann.

Kann man heute noch an einen Gott glauben? Angesichts des Leids in der Welt und wachsender Unheilszeichen an allen Ecken und Enden? Doch die Gegenfrage ist mindestens ebenso plausibel: Muss man nicht an Gott glauben, um an diese Welt und ihre Zukunft zu glauben, sie zu lieben und zu ihrer Verbesserung beizutragen, um nicht hoffnungslos zu resignieren?

Prof. Dr. Ingeborg Gabriel, Lehrstuhlinhaberin für  
Christliche Gesellschaftslehre und Sozialethik, Wien.